

Inn-Lesebuch

Christoph Wilhelm Aigner

EIGENLEBEN

oder wie schreibt man eine Novelle

EIGENLEBEN
oder wie schreibt man eine Novelle

„Ich bin eigentlich bereits ...
alles, was außerhalb meiner selbst ist.
Ich bin bloß ein Photoapparat ...“

Bohumil Hrabal

Es gab keine Heizung und innen an der Eingangstüre aus ge-riptem Glas im Aluminiumrahmen bewegte sich ein Was-serfilm und ließ die Türe ständig in sich zusammenrutschen. Der Bungalow war nicht für Winteraufenthalte gebaut. Im ganzen Straßenzug war ich der einzige Bewohner.

Marina di Cecina, November 1992, kleiner Badeort am tyrrhenischen Meer, südlich von Livorno; die Luft zusätzlich feucht von der Cecina, deren dunkles Wasser die Nordgrenze des Dorfs bildet und ins Meer fließt.

Der kleine Lebensmittelladen des Orts wurde bereits Mitte des Monats geschlossen.

Handtücher gaben die Nässe nicht mehr ab, und das Bett war ein Schwamm für die Luftfeuchtigkeit.

Die einzige Möglichkeit, mich trocken zu fühlen, war den Strand entlang zu spazieren; kilometerweit Richtung Süden auf Sand zwischen Pinienwäldern und Meersaum, manchmal ein kleiner Bach, durch den man waten musste.

An Wochentagen begegnete ich nie einem Menschen. Genauso was ich gesucht hatte: Abgeschiedenheit. Aber statt dass mich die Einsamkeit gefestigt hätte, spürte ich mich in dieser Isolation schwinden; wie die Quallen, die vom Meer in Windnächten an den Strand gehoben wurden und nun als glasig gallertige Kuppeln im Sand steckten und schrumpften.

Es war, abgesehen von Tagen mit Stürmen, die den Schaum hoher beschleunigter Wellen weit über die Häuser trugen, lange mild; zuweilen hatte es nach Sonnenuntergang, wenn die elastischen Reste des goldfischfarbenen Lichtteppichs auf dem bereits finsternen Wasser sich auflösten, noch fünfzehn Grad.

Zu Sonnenuntergängen ging ich immer an die gleiche Stelle zum Meer am Nordrand des Dorfs, wo der Strand durch Felsblöcke abgesperrt war, auf den Felsblöcken Sta-

cheldraht, ein kleines militärisches Sperrgebiet bis zur Mündung der Cecina, aber einen Soldaten habe ich nie gesehen. Vor den Felsblöcken gab es einen Kiosk mit vier Tischen, auch dort saß ich meist allein, die beiden Brüder hielten den Kiosk wegen der milden Wintertage noch offen, aber sie redeten nicht mehr, einer reichte stumm das Glas, der andere nahm das Geld. Ich hatte nur erfahren (bei ihrer kurzen müden Aufmerksamkeit am ersten Tag: ein Fremder, hier um diese Jahreszeit?), dass auch sie in wenigen Tagen den Ort verlassen würden, endlich, hier war nichts mehr zu holen.

Zweimal hatte ich eine Begegnung mit Menschen dort, oder besser zwei Nichtbegegnungen: von der Wanderung zurückkommend gegen Abend bemerkte ich auf dem Hauptstrand des Dorfs vor den vernagelten Kabinen einen Mann mit einem Eimer, der den Badeplatz von Müll zu befreien begann. Er sammelte Flaschen, Dosen, zerbrochenes Spielzeug und anderes Plastikgerümpel ein, und wenn der Eimer voll war, ging er zum Meerrand und entsorgte das Zeug mit Schwung aufs Wasser.

Die andere Nichtbegegnung geschah an einem Samstag, ich saß an meinem Sonnenuntergangstisch und konzentrierte mich auf Wasser und Licht; merkte, dass eine Familie ankam, Eisentisch und Stühle rückend, die Kinder plauderten und schlürften und lachten, das war sehr schön im Hintergrund; dann Stille; schließlich eine Bewegung neben mir, ein Zettel wurde auf meinen Tisch gelegt; ich drehte mich um und sah, dass der Mann zügig wegstrebte, seiner schon weit entfernten Familie nach. Auf dem Zettel stand: Verzweifle nicht, Jehova ist mit dir.

Ich kannte niemanden und konnte mit niemandem sprechen, auch nicht mit einem der Pensionisten im Circolo, der staatlich geförderten Bar, wo alles ein bisschen billiger war

und wo man sich ohne Konsumzwang aufwärmen konnte, sie spielten Karten, saßen dösend an der Wand, immer die gleichen müden zehn Pensionisten, deren Dialekt, wenn denn je einer einmal zum anderen einen Satz absonderte, mir nicht verständlich war; und auch das Ehepaar, das den Laden führte, sprach nicht, grüßte nicht, nahm Bestellungen stumm an und schien große Mühe zu haben, einen Espresso über die Theke zu schieben.

Alles schien müde zu sein von einer langen Saison, das Dorf vermittelte den Eindruck der verschlossenen Buden und verpackten Karussells eines Rummelplatzes, der zwei Tage nach Ende der blinkenden lauten Kirmes noch immer nicht abgebaut ist. Auch die Pinien der mitten durchs Dorf führenden Allee zum Meer hin, haben ihre Wurzelarbeit, den Asphalt zu heben und zu zerreißen und in eine Rumpel-piste zu verwandeln, vorerst eingestellt.

An meinem Geburtstag versuchte ich eine Verbindung zu bekommen, aber die Telefonzelle war noch immer außer Betrieb.

Nach und nach hatte ich mich aus jeglichem Zusammenhang gelöst. Was tat ich denn da, was suchte ich, täglich kilometerweit den Strand abwandernd, Steinherzen sammelnd zwischen Müll, Schwemmmholz und verdunstenden Medusen. Welches Ich?; das mit seiner Arbeit nicht weiterkam und ohne Halt war?; ein Ich, das ich anscheinend gar nicht kannte, oder, unangenehm es merken zu müssen, das gar nicht mir gehörte. Dieses frei flottierende und rotierende Ich versetzte den Körper in einen Zustand, der ihm nahelegte, in das Meer zu gehen und sich das Wasser, das an windstillen Tagen wie eine erschlaffte Ballonhaut lag, endlich über den Kopf zu ziehen.

Was mich davon abhielt, weiß ich noch immer nicht; vielleicht der Gedanke an die Absurdität der Handlung des

Mannes, der den Müll aufs Meer schüttete; was für ihn nicht absurd war, denn er handelte real mit schlauer Absicht, wissend, dass die Strömung das Zeug zu einem der nächsten Strandabschnitte trägt, für dessen Säuberung er nicht zuständig sein wird. Sein Strand ist sauber. So wollte das mir fremd bestimmte Ich wohl meinen Körper anderswohin entsorgen, um sich der Verantwortung zu entledigen.

Dieses sich wichtig machende Ich wurde indessen geringer und so ging mehr und mehr mein *Selbst* samt seinen Sinnen, ohne sich als Beobachter erhaben zu fühlen (und zu dieser Erhabenheit gehört auch das Einsamkeits- und Verlassenseinempfinden), unmittelbar in dem auf, was zu sehen, hören und spüren war; anwesend dort, wo ich mich jeweils befand, und nicht in Gedanken bei der unklaren Beziehung, die mir mein Leben auszubrennen schien.

Ich *wurde* zeitweilig zur Horizontlinie, oder zum Dunst der Atmosphäre, der die Linie auflöste, ich *war* der Geruch des salzigen Tangs, der harte und weiche und dunkle und helle Sand, die scharfen und runden und eingerollten Wellen, die angeschwemmten Hölzer, die leeren Muscheln, das Rauschen und Knirschen und schaumige Erbrechen des Wassers über Kiesel und Sand, das Grün, Blau, Braun, Schiefergrau und Weiß des Wassers und seiner glasigen Reflexe, der Pinienwald, den das Meer annagt, der Regen, der Wind, der Müll, auch die Inselsilhouetten von Elba und Capraia und einmal sogar Korsika, die bei sehr klarer Luft auf dem Wasser erschienen.

Ich aß einmal am Tag von meinen Vorräten an Kartoffeln und Konservensardinen oder Nudeln mit Butter und Salz. Ich versuchte, an meiner ersten Erzählung weiterzuschreiben, aber die betraf Situationen, in denen ich mich derzeit nicht befand; und geriet in einen Zustand, der mich änderte, auch wenn mir der Vorgang nicht bewusst war, und wun-

derte mich über den Widerstand, den mir meine Erzählung entgegensezte, oder eigentlich: den ich natürlich selber generierte, denn ich wollte etwas erzwingen, das mir gegenwärtig nicht entsprach. Ich kannte mich eigentlich nicht mehr, das heißt, vielleicht hatte ich mich bisher noch gar nicht gekannt, sondern mir etwas vorgemacht über mich.

Auf den nächsten Gang zum Meer nahm ich meine Polaroidkamera mit. Ich hatte sie seit drei Wochen nicht beachtet, obwohl sie auf dem Schreibtisch lag. Seit einigen Jahren fotografierte ich mit diesem Gerät, das eigentlich, in fotografischem Sinn, nur Nachteile hatte. Zum einen war das Fotomaterial um ein Vielfaches teurer als das der normalen analogen Fotografie der Spiegelreflexkameras. Tiefenschärfe war schwer herzustellen, der Sucher zeigte nicht exakt an, was man aufnehmen wollte, es genügte ein Millimeter Abweichung vom Frontalen, schon entstand ein ungewollter Ausschnitt; und die Farben waren zuweilen eine Überraschung. Man musste auf die Temperatur achten, und auch da hing es vom chemischen Zustand der Filme und dem Alter der Kassette ab. Zu manipulieren gab es nicht viel: Blitz oder nicht Blitz, automatischer oder manueller Fokus. Die Primitivität dieser Pol-Kamera faszinierte mich. Ich hatte mit raffinierten Kameras und Objektiven in unterschiedlichen Situationen gearbeitet und die Filme selbst entwickelt, jahrelang auch für die Tageszeitung, in der ich Redakteur war. Die Unmittelbarkeit der einfachen IS E (Image System), ein robustes Eisengerät, selbst unter den Pol-Kameras ein Hinterwäldler, diese, fast möchte ich sagen: störrische Unschuldigkeit, die mich oft überraschte, das heißt, sich der Herrschaft des optischen Planens entzog, fesselte mich mehr als die Möglichkeit zur Manipulation in der Dunkelkammer. Ich war diesem einfachen Ding nie wirklich gewachsen.

Um mir in meiner ausgeschnittenen Situation sichtbar zu machen, dass ich existierte, versuchte ich aus der Distanz meiner Armlänge ein Selbstporträt am Strand.

Bei der IS E dauert es zwei Minuten, bis das Bild sich aus der Paste unter der glänzenden Fotohaut gut sichtbar hervorgehoben hat, wie wenn sich ein Nebel verflüchtigt.

Was sich hier auf dem Bild herausbildete, konnte ich nicht fassen. Erst lachte ich, dann überkam mich Staunen und dann Angst und Panik: sah ich richtig? So etwas ist unmöglich, ein Traum, aus dem man aufwachen möchte und es nicht schafft. Das Bild zeigte mein Gesicht vor dem schauigen Rand des Meers, aber das Gesicht war wie wegradiert, dafür hatte ich eine Art chinesischen Hut aus Müll auf, eine Müllhalde am Kopf, und auf dem unteren breiten Rand des Polaroids entstand ein Satz in meiner Handschrift. Das hatte mit mir nichts zu tun, das ist ein Scherz, die Kassette war präpariert worden, oder ich konnte nicht mehr richtig sehen.

Ich konzentrierte mich, streckte den Arm und machte noch eine Porträtaufnahme, setzte mich in den Sand und starnte auf das zwischen meinem Daumen und Zeigefinger zitternde Quadrat: erst erkannte ich mich, aber es hob sich nur der untere Teil meines Kopfes hervor, der innerhalb der zwei Minuten Strich für Strich überkritzelt wurde, dann bildeten sich meine Augen unter einer Maske heraus.

Mir wurde übel. War ich verrückt geworden? Ich sagte mir nun alles vor, was ich tun wollte: erst einmal aufstehen, den Weg zurück nehmen, dort durch die Pineta ist die Abkürzung, nach Hause, nur nach Hause, das Gatter öffnen, über den Rasen gehen, die Stufen hinauf und die Glastüre öffnen, ja das ist der Schlüssel, er passt, zweimal umdrehen und zwar nach rechts, ich erinnere mich richtig, ja, alles sieht so aus wie ich es kenne. Die Kochnische, der Arbeitstisch, das Schlafzimmer war auch noch da, ich berührte das Bett, feucht

wie immer, das Handtuch im Badezimmer ebenfalls; und ich warf mir kaltes Wasser ins Gesicht minutenlang.

Vielleicht war ich nur durch das Licht, die Meerluft, das Rauschen, das Alleinsein, das karge Essen überdreht. Ich setzte mich an den Schreibtisch und machte noch ein Foto von mir, hier im Raum konnte nichts geschehen. Als sich das Bild entwickelte, meine Schreibmaschine, meine Pfeifen, die Skripten auf dem Tisch und – mich davor als alten Mann zeigte, ging ich, bevor noch der Text am unteren Bildrand erschien, ohne mich auszuziehen ins Bett und wachte nach zwölfstündigem Schlaf um sieben Uhr Früh auf.

Erleichterung. War alles nur ein Traum, gewiss, es ist Sieben, der Albtraum vorbei, ich fühlte mich frisch und klar, was wollte mir dieser Traum bloß sagen, erstmal Kaffee zustellen.

Als ich die drei Polaroids auf dem Tisch sah, blähte sich mein Herz in der Magengrube auf und schrumpfte zu einem unregelmäßigen Bleiklumpchen zusammen.

Ruhig. Eins nach dem anderen. Erstmal Kaffee machen. Die übliche Abfolge der Handgriffe. Es funktioniert ja. Es gibt nichts Übersinnliches. Es gibt für alles eine Erklärung. Das hatte ich als Zauberer gelernt. Sämtliche sogenannten übersinnlichen Vorkommnisse, sogar jene, die Jahrzehnte lang nicht durchschaut worden waren, wie die berühmten Beispiele der „Medien“ der 50er Jahre in Amerika, wo sogar Kleiderkästen durch die Räume flogen, Erscheinungen, die sich nicht einmal unter den Laborbedingungen der eigens dafür gegründeten „Universitäten für paranormale Fädenne“ erklären ließen, waren schließlich als Schwindel enttarnt worden, und zwar nicht von den Wissenschaftern, sondern von professionellen Magiern. Bei manchen Konstruktionen war es äußerst schwierig, hinter den Schwindel zu kommen. Es gab sogar zwei Fälle, bei denen die Universitäten nach

mehrfachen Prüfungen unter Laborbedingungen zugeben mussten, dass es keine rationale Erklärung für diese Ereignisse gibt, und dem „Medium“ übersinnliche Fähigkeiten amtlich bestätigten.

Das alles wusste ich, denn ich hatte mich, nachdem ich bereits mit sechzehn Jahren als „Zauberer“ vereidigt worden war, nicht nur mit dem spielerischen Charme der verblüffenden Möglichkeiten der Sinnestäuschungen beschäftigt, sondern später darüber hinaus auch mit dem Missbrauch und Schwindel, den talentierte Personen mit ihren Fähigkeiten betrieben. Wenn ein Houdini Jahre brauchte, um die Machenschaften eines inzwischen universitär „approbierten“ Mediums nachzuweisen, so sollte ich mir keine Sorgen machen, wenn ich mit so einem einfachen „paranormalen“ Phänomen konfrontiert bin, so verwirrend das im Moment auch erscheinen mag. Ich kannte ja auch Beispiele, in denen sogar auf Polaroids „paranormale Fänomene“ hergestellt wurden, mit einer Art Vorpräparierung, das heißt, man musste nur den Bildträger zurück in die Kassette bringen, was sehr schwierig ist, und bekommt geisterhafte Ergebnisse, sehr erstaunlich, weil ja das Polaroid-Foto unmittelbar vor einem aus dem Apparat geschoben wird, und der Eindruck erweckt wird, die Aufnahme, auf der ein Ufo oder ein Krug über deinem Kopf schwebt, sei in diesem Moment entstanden.

Wenn ich nur mit jemandem darüber hätte reden können. Ich hatte die original verschweißte Kassette selbst geöffnet und eingelegt. Hat sich da jemand bei den Herstellern in Holland wirklich einen Scherz erlaubt? Der Aufwand wäre ja ungeheuer groß. Und die Schrift? In meiner Kalligrafie? Wer erklärt mir das?

Ich nahm die Kassette mit den sieben übrigen Bildern aus dem Apparat, setzte eine neue ein und wanderte zum Strand.

Ein stürmisch weißtrüber Tag, das Meer fluchte, schluchzte und schlug und warf seinen weißen Geifer über den Sand bis zu den ersten verlassenen und verriegelten und venagelten Villen und Hotels. Kein Mensch weit und breit. Ich richtete die Kamera längs des leeren Strands.

Es war zwar eine Überraschung, was sich auf dem Pol hervorhob, aber es erschreckte mich nicht mehr so: zwei Pinguine ganz in der Nähe meines Standorts, die dem Wasser zustrebten, und die Schrift unter dem Bild besagte, dass ihnen jedes Mittel recht war, der Zivilisation zu entkommen.

Es gab also eine Realität, die ich nicht wahrnahm, die aber über die Polaroids sichtbar gemacht werden konnte. Noch kam mir das wie ein Trick vor, und daher machte ich weitere Versuche, ob die Kamera tatsächlich stets mehr erkennen könne, als ich zu sehen imstande bin.

Erst einmal war ich, nachdem der Schock über das Ungewöhnliche abgeklungen war, fast glücklich über diese meine „Entdeckung“, als hätte ich etwas erfunden, das mir nach langen Mühen von selbst zugefallen war. Ich dachte, ich brauchte nur wahllos auf die leere Landschaft zu zielen und „abzudrücken“, und die erstaunlichen Bilder entwickelten sich von alleine. So war es freilich nicht. Die Kamera zeigte gar nichts anderes als ich nicht auch sah, und zwar dann, wenn ich es mir leicht machen wollte bloß im Vertrauen darauf, dass irgendetwas mir nicht Sichtbares sich schon zeigen werde.

Nach und nach entwickelte ich ein Sensorium für die Möglichkeit des Besonderen. Solche Situationen stellten sich dann ein, wenn ich gleichsam den Zweck des Fotografierens vergessen hatte und nach längerem Spazieren ganz bei mir war, das heißt eigentlich: abwesend von mir, wo das Ich nichts mehr bestimmte, da ich aufging in der Situation, in

der ich mich gerade befand, eins mit dem Wind, dem harten keuchenden Wasser oder dem weichen flach atmenden Wasser, ob an grauen dunstigen Tagen oder bei letztem rembrandtfarbenen Abendlicht. Dann konnte es sein, dass, wenn ich die Kamera hinaus richtete, wo außer Wasser nichts zu sehen war, sich auf dem Bild tatsächlich eine ungeheuer verwitterte Insel abhob; oder dass plötzlich ein Felsen ins Meer ragte, auf dem ein Mensch mit erhobenen Armen vor dem hinterlassenen Gold der Abendsonne stand: der seit 38 Jahren täglich bei Sonnenuntergang mit den Armen Flugbewegungen macht: denn einer müsse ja beginnen.

Die Kamera erkannte zuweilen also mehr als ich, und so entstanden in diesem Winter 41 solcher Polaroids, bei denen mein Beitrag nur darin bestand, auf den Auslöser zu drücken, bevor ich etwa über einen mir unsichtbaren vom Sommer übriggebliebenen verrosteten Touristen gestolpert, oder am Rand der Pineta in einen Italiener im Spielanzug gelau-fen wäre.

